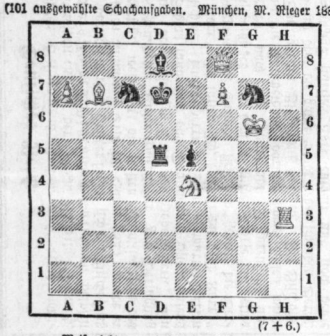
Schach.

Redigirt von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 194.

Von Fritz Hofmann in München.

(101 ausgewählte Schachaufgaben. München, M. Rieger 1886.)



(7 + 6.)

Weiß zieht an und setzt im 3. Zuge matt.

Partie Nr. 123.

Gespielt im internationalen Meisterturnier zu London am 27. Juli 1886.

Italienische Partie.

Gunsberg.	Interiort.
1. e2—e4	e7—e5
2. Sg1—f3	Sb8—c6
3. Lf1—c4	Lf8—c5
4. d2—d3[1]	Sg8—f6
5. Le1—e3	Le5—b6[2]
6. Sb1—c3	d7—d6
7. Dd1—d2	Sc6—e7
8. 0—0—0	e7—e6[3]
9. d3—d4	Lb6—a5[4]
10. Sf3—g5[5]	d6—d5
11. d4—e5:	Sf6—g4[6]
12. e4—d5:	Sg4—e3:
13. Dd2—e3:	La5—c3:
14. De3—c3:	Se7—d5:
15. Dc3—g3	0—0[7]
16. Le4—d3[8]	h7—h6
17. Sg5—h7	Tf8—e8
18. e2—e4	Sd5—b4
19. Sh7—f6+	Kg8—h8
20. Sf6—e8:	Dd8—e8:
21. a2—a3	Sb4—a6
22. f2—f4	Sa6—c5
23. Ld3—e2	Lc8—e6
24. Td1—d6[9]	b7—b6
25. f4—f5[10]	Ke6—c4:
26. Dg3—f4	Le4—b3
27. Td6—b6+	Kb8—g8[11]
28. Tb6—h3[12]	Lb3—c2:
29. Df4—h4	Kg8—f8
30. f5—f6	g7—f6:[13]
31. e5—f6:[14]	Sc5—b3+
32. Th3—b3:!	Aufgegeben.

[1]) Der gewöhnliche Zug ist 4. e2—e3; doch bildet auch der Textzug in Verbindung mit der gewählten Fortsetzung eine gute und gesunde Spielweise.

[2]) Es ist fraglich, ob der Abtausch vorzusehen ist, da die Oeffnung der f-Linie dem Angiehenden manche Angriffschancen gewährt. Der Rückzug freilich ist ein Tempoverlust.

[3]) Ein schwacher Zug, statt dessen Se7—g6 geschehen sollte, um 9. d3—d4 mit Dd8—e7 beantworten zu können.

[4]) Droht Sf6—e4:

[5]) Ein vertheidigender und zugleich angreifender Zug. Schwarz darf jetzt nicht gut rochiren, wegen der Entgegnung 11. d4—e5: d6—e5: 12. Dd2—d5: La5—d5: 13. Sg5—f7:.

[6]) Auf Sf6—e4: folgt 12. Sg5—e4: d5—e4: (oder d5—e4:) 13. Dd2—e2 nebst 14. Se3—e4: resp. 14. Se1—d6+ zum Vortheil von Weiß; auf d5—e4: mit gleichem Resultat 12. Dd2—d8+ La5—d8: 13. e5—f6: g7—f6: 14. Td1—d8+ Ke8—d8: 15. Sg5—f7+ Kd8—e8 16. Sf7—h8: Lc8—e6 17. Le3—d4 Se7—g8 18. f2—f4 Ke8—f8 19. f4—f5 Le6—d7 20. g2—g4 Kf8—g7 21. g4—g5 oder 16. . . . Ke8—f8 17. Le3—d4 Se7—g8 18. g2—g4 Lc8—g4: 18. Th1—g1 Lg4—e6 20. f2—f4 resp. 17. . . . . Kf8—g7 18. e4—e5 etc.

[7]) Falls h7—h6, so 16. Sg5—e4 nebst 17. f2—f4, 18. Se4—d6 etc.

[8]) Ein ausgezeichneter Zug. Antwortet Schwarz g7—g6, so entscheidet 17. e2—e4 nebst 18. Ld3—g6:

[9]) Wiederum sehr schön gespielt. Den Be4 darf Schwarz wegen 25. Dg3—e3 b7—b5 26. b2—b3 nicht schlagen; deshalb der nun folgende Zug b7—b5.

[10]) Weiß giebt den Be4 mit gutem Bedacht hin.

[11]) Nimmt Schwarz den Turm, so folgt 28. Df4—h6+ Kh8—g8 29. f5—f6 Se5—e6 30. Dh6—h7+ Kg8—f8 31. Dh7—h8+.

[12]) Hätte Schwarz im 26. Zuge den Läufer nach d5 zurückgezogen, so konnte jetzt 28. f5—f6 g7—g6: 29. Df4—f6: resp. 28. . . . Sc5—e7 29. Th6—h5+ Kg8—h8: 30. Df4—h4+ Kh8—g7 31. Dh4—h7+ Kg8—f8. 32. Dh7—h8+ oder 28. . . . Se5—b3+ 29. Le2—b3: Ld5—b3: 30. f6—g7: De8—e6 31. Df4—f6 (abgesehen von anderen, gleichfalls gewinnenden Fortsetzungen) die Folge sein.

[13]) Geschieht statt dessen sofort Se5—b3+, so folgt 31. Ke1—c2: g7—f6: 32. Dh4—f6:.

[14]) Auch jetzt konnte die Dame schlagen; doch ist ist nun der Textzug schneller entscheidend.

Kleine Mittheilungen.

Das Londoner Turnier hatte folgendes Schlußergebniß:

Name	Bird	Blackburne	Burn	Gunsberg	Hanham	Lipschütz	Mackenzie	Mason	Mortimer	Pollock	Schallopp	Taubenhaus	Zukertort	Gewonnen	Verloren	Reihenfolge
Bird	—	0	0	0	0	0	0	½	1	1	0	0	0	2½	9½	13
Blackburne	1	—	1	1	1	½	½	½	1	0	1	0	1	8½	3½	1—2
Burn	1	0	—	0	1	0	1	½	1	1	1	1	1	8½	3½	1—2
Gunsberg	1	0	1	—	1	1	1	½	1	½	0	0	1	8	4	3—4
Hanham	1	0	0	0	—	1	0	0	1	0	0	0	½	3½	8½	12
Lipschütz	1	½	1	0	0	—	1	0	1	0	1	0	1	6½	5½	6
Mackenzie	1	½	0	0	1	0	—	0	1	0	1	½	1	6	6	7—8
Mason	½	½	½	½	1	1	1	—	0	1	0	½	½	7	5	5
Mortimer	0	0	0	0	0	0	0	1	—	1	1	1	0	4	8	11
Pollock	0	1	0	½	1	1	1	0	0	—	0	0	0	4½	7½	10
Schallopp	1	0	0	1	1	0	0	1	0	1	—	0	0	5	7	9
Taubenhaus	1	1	0	1	1	1	½	½	0	1	1	—	0	8	4	3—4
Zukertort	1	0	0	0	½	0	0	½	1	1	1	1	—	6	6	7—8

Den 5. Preis gewann Mason, um den 3. und 4. hatten Taubenhaus und Gunsberg zu stechen, und machten beide Stichpartien remis, sie theilten deshalb die Preise. Um den 1. und 2. Preis kämpften Blackburne und Burn. Blackburne gewann die erste Partie und machte die zweite remis, sodaß er damit den ersten Preis gewann, während der zweite Burn zufiel.

Räthsel.

Homonym.

Von s—n.

Man findet mich bei Weib und Mann,
Auch bei Gesäßen dann und wann.
Bald bin ich dick, bald dünn, bald lang,
Bald kurz, bald schwig und bald schlank.
Auch hat man so ein Schloß genannt,
Es liegt in Baiern's Bergesland.

Charade.

Von Bruno H. in Halle.

Wenn von drei Wörtlein du bist, züchtiges Mägdlein, das eine,
Welches zuerst dich begrüßt, fühlst du dich innig beglückt,
Siehest die Zukunft vor dir, blinkend im goldenen Scheine,
Denkst nicht an's Welken vom Kranz, mit dem die Liebe dich schmückt.

Aus dem Nebel der Zeit, tauchet hervor nun das Zweite,
Wenn die Erinnerung aus kommt, als ein gar liebliches Bild.
Vater und Mutter sagt oft, wie wir es waren noch Beide,
Hatte ein Blümlein am Weg schon uns're Wünsche gestillt.

Ernst ist das Dritte, es drängt vielfach die Thräne in's Auge,
Wenn man der Lieben gedenkt, die einst mit uns hier vereint,
Und wenn die Sehnsucht sich naht, läuft es mit eisigem Hauche
Ueber das hoffende Herz, das nun verlassen sich meint.

Fremdschaft, du bist es allein, woraus sich bildet das Ganze,
Das in der Mehrzahl gereimt, fröhlich das Erste umschwebt,
Um zu verschönen den Tag, welcher im festlichen Glanze
Manchmal der letzte wohl ist, den es so glücklich verlebt!

Logogriph.

Von F. M. in Halle.

Mit q meist segenspendend,
Erlabend und erquickend,
Mit d oft lesenendend,
Manch Herz mit Schuld bedrückend;
Mit q zum Leidenlindern
Erscheint's an manchen Orten:
Mit d, man kann's nicht hindern, —
Führt's oft zu schnöden Morden.

Verwandlungs-Räthsel.

Von W. H. in Halle.

Theodor, Daniel, Kain, Irene, Erich, Seil, Schiene, Mehl, Norden, Rain, Leim, Bucher, Orkan.

Aus jedem der obigen Wörter läßt sich durch Umstellen der Buchstaben ein neues Wort bilden. Behält man die Reihenfolge bei, so ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen 13 Wörter den Namen eines jüngst verstorbenen, allgemein bekannten und beliebten Schulmanns.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Des Palindroms: Gurt, Trug.
Des Homonyms: Blume.
Der Charade: Hühneraugen.
Des Silbenräthsels: Astarte, Lavendel, Tongatabu, Haschisch, Eros identisch, Dandolo, Enterich, Hammer, Bremse, Eisenfeld, Mariäit, Genesis, Diligence, Ueberwurf, Fabel, Elle, Jakob, Mann, Edux (Alt-Heidelberg Du Feine — Jubelfest der Hochschule).

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Dr. A. Borst in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 32. Halle a. d. S., Sonntag 8. August. 1886.

Inhalt: Städtebilder aus dem vorigen Jahrhundert. Zellerfeld, Klausthal, Andreasberg. — Tischchen decke dich. (Schluß.) — Land- und Hauswirthschaft: Ueber die Lagerfrucht. Schutz des weidenden Rindviehes gegen Insekten. Friedrichsruher Holzpflaster. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichfaltiges: Eine Adelungs-Anekdote. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Städtebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

Zellerfeld, Klausthal, Andreasberg.*

Wenn man Goslar durch das sogenannte Harzthor verläßt, wird man alsbald gewahr, daß der Weg allmälig bergan geht. Die Hügel und Berge, die, als Kette einer an den andern sich anschließend, allmälig empor steigen, sind mit Erde bedeckt und der Weg, der über sie hinführt, ist eine aus Steinkohlenasche bestehende Chaussee. Nicht lange aber und der Weg wird steiler, die Felsen werden kahler und bald geht der Weg über steiniges Geklipp. Die Straße muß übrigens stark befahren worden sein oder noch befahren werden, denn die Geleise der Wagenräder hatten sich wohl einen Fuß tief in den Felsen eingeschliffen. Es wachsen hier nur Tannen, aber nicht die große, schwarzgrüne astreiche Tanne, welche in den skandinavischen Wäldern ihre langen Zweige ineinander flicht, auf deren dichten Wipfeln der Schnee, einem gegypsten Gewölbe gleich, zusammenfriert und ein Obdach bildet, unter welchem Menschen und Thiere vor Frost und Unwetter geschützt meilenweit dahin wandern. Die Tanne hier, die sogenannte Harztanne, ist eine lange, dürre Nothtanne mit gespreizten Aesten. Alle Höhen sind mit dieser Baumart bewachsen. Stellenweis findet man Lichtungen, wo die nackten Baumstümpfe gleich niederen Leichenpfählen über den Boden emporragen, dann wieder ganze Strecken mit abgestorbenen oder kranken Bäumen. Ein Wurm, der seit Jahren im Harze sich heimisch gemacht hat, saugt das Harz, dieses Mark der Tanne, aus, und ganze Wälder sterben an dem Verluste ihres Lebenssaftes. (Es scheint der Borkenkäfer gemeint zu sein.)

Die Bäume wachsen in den Felsspalten und dem Geröll. Als ich hier wanderte war die Nacht zuvor ein gewaltiger Sturmwind über das Gebirge gefahren und hatte viele Bäume entwurzelt, stellenweis war der Weg durch sie versperrt. Wo die Bäume fehlen, deckt ein hartes Moos das Gestein, das im heißen Sommer an der Südseite verdorrt und an der Nordseite im Winter erfriert. Keine Waldwiese, kein urbares Fleckchen, kein Gesträuch, nicht einmal Priemengras gedeiht auf diesem nackten Gestein. Nur in den Thalmulden, wo die Gewässer Nadeln und Mull zusammen gespült haben, findet man Gras, ein mageres Futter für magere Heerden, die an den Abhängen klettern.

Die gewaltige, in grotesken Formen geschichtete Felsmasse des Harzes gewährt ein schwermuthsvolles Bild. Ich befand mich in der Nähe der Harzburg und lagerte mich unter einer kranken Tanne und indem ich um mich blickte auf die zahllose Menge gestorbener Bäume, glaubte ich mich inmitten eines Lazareths versetzt, in das die Natur die siechen Bäume aller Wälder verwiesen. Wer aus dem dichten Buchenwalde bei Sondershausen oder aus dem schönen Hain bei Wolfenbüttel gerade nach dem Harz kommt, muß einen Eindruck fühlen gleich dem, der einen Mann befallen muß, der zu Wien aus einer lustigen Maskerade unmittelbar in das Josefshospital geräth, wo 2000 Menschen mit ihren letzten Kräften gegen die Verwesung kämpfen.

Ich raffte mich wieder auf und setzte meinen Weg fort und bald hatte ich den Gipfel des Berges erstiegen, wo ich eine freie Aussicht nach einem anderen Berge gewann, der mit dem erstiegenen von fast gleicher Höhe war. Was zwischen diesen beiden Bergen lag, war kaum ein Thal zu nennen, so schroff fielen die beiden Bergwände ab, es gab da nur Raum in dem engen Einschnitt für ein Wässerchen, über welches eine kleine Brücke führte. Die Seite des Berges, auf welcher ich hinaufgestiegen, war die Nordseite, um auf den anderen Berg zu gelangen, mußte ich die Südseite meines Berges hinab und wieder die Nordseite des andern Berges hinauf steigen. Auf diesen Abhängen der beiden Berge liegen die beiden Städte Zellerfeld und Klausthal. Beide bilden eine einzige Straße, aber so lang, ein Haus ans andere gereihet, so durchaus auf einmal allenthalben sichtbar, daß das Auge fast stumpf wird, indem es der langen, langen wunderbaren Linie folgt, bis es

* In freier Bearbeitung nach: v. Heß, Durchflüge durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich. Hamburg 1793.

Mannichfaltiges.

Eine Adelung-Anekdote.

Es dürfte wenig bekannt sein, daß Adelung, der für das vorige Jahrhundert auf dem Gebiete der deutschen Sprache sich den ruhmvollsten Namen erworben, ursprünglich nichts weniger als Sprachforscher, sondern Theologe gewesen ist. Ueber die verhängnißvolle Ursache zu dieser Umstattelung erfuhr ich kürzlich folgenden mir bislang unbekannten Zug, der sich im engsten Kreise durch mündliche Ueberlieferung erhalten hat. Meine Gewährsperson, eine 83jährige Greisin hat ihn von ihrem eigenen Vater, einem Theologen, der mit der betheiligten Familie selbst nahe befreundet war.

Der junge Adelung war soeben glücklicher Kandidat der Theologie geworden. Um sich für seinen Beruf nun im Predigen die möglichste Uebung und Gewandtheit zu verschaffen, suchte er nach Kandidatenweise die Gelegenheit dazu auf dem Lande. So ist für einen Sonntag wieder eine Predigt in einer Landgemeinde angesetzt, deren Seelsorger ihm näher bekannt war.

Wie es so geht, wird am Vorabende, da ja die Predigt schon längst sicher memorirt ist, im geselligen Familienkreise allerlei getragt und gesprochen und dabei auch das stereotype Angstfieber berührt. Selbstverständlich wird es mit heroischer Miene und zuversichtlichen Worten geleugnet, während in Wirklichkeit dem noch unerfahrenen Kandidaten die Brust schon weit zu werden, das junge Blut schon zu wallen und das Herz schon zu klopfen beginnt. Ich bringe Sie morgen sicher aus dem Text, Sie sollen mal sehen!" droht ihm schließlich vertraulich-schelmischer Weise die erwachsene Tochter des Hauses; aber Adelung, obwohl über und über roth vor nun verdoppelter Erregung, versichert dennoch feierlichst, daß ihr das nimmer gelingen werde.

Der Sonntagmorgen kommt und zur üblichen Stunde eilt nach frommem Brauche alles zur Kirche. Auch die junge Pfarrerstochter, die in den häuslichen Geschäften des Morgens und in Anbetracht des selbstverständlich noch als Gast verbleibenden Kandidaten in der Fürsorge für den Mittagstisch den gestrigen durchaus harmlosen Scherz ganz vergessend, über den Martha-Sorgen sich aber auch bedeutend verspätet hat, eilt, so schnell sie kann, als sicher eine der letzten, mit hastigen Schritten dem Eingange der Kirche zu, um doch nicht gar zu spät zu kommen oder gar die allerletzte zu sein. Aber sieh da, der junge Herr Kandidat steht schon auf der Kanzel und gerade beim Oeffnen der Thür und dem Hinabsteigen der ersten Stufen zu der tieferliegenden Kirche verstummen auch die letzten sanften Klänge der Orgel. Schon erregt durch die Hast daheim und durch den schnellen Gang zum Gotteshause, jetzt gedrückt von dem Gedanken, als Pfarrerstochter zu spät zu kommen und von dem Gefühl, aller Augen der ganzen Gemeinde auf sich gelenkt zu haben und verwundert und vorwurfsvoll auf sich gerichtet zu sehen, zudem

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18860808067/fragment/page=0001

am Ende derselben auf dem Gipfel des gegenüber liegenden Berges an einer Windmühle einen Ruhepunkt findet.

Diese lange Gasse ist mit 1518 Häusern besetzt, von welchen die vorderen 600 die Stadt Zellerfeld, die hinteren, sich bis zur Windmühle erstreckenden 918 die Stadt Klausthal bilden. Ein blaubemalter Stein an den oben erwähnten Brückchen ist das Grenzzeichen zwischen beiden. Die sämmtlichen Häuser beider Städte sind aus Holz gebaut und mit Schindeln gedeckt, selbst die öffentlichen Gebäude, die Kirchen, Thürme sogar, sind ebenso gebaut. Der größte Theil der Häuser ist mit grüner, von den übrigen ein großer Theil mit gelber Farbe angestrichen. Nirgends könnte eine Feuersbrunst empfänglicheren Zündstoff und reichlichere Nahrung finden.

Klausthal soll 8000, Zellerfeld etwa 5000 Einwohner haben. Beide sind sogenannte freie Bergstädte und haben keinerlei Abgaben zu zahlen, sie sind mithin wohlhabend, trotzdem sie neben den Kosten des städtischen Haushaltes auch die Besoldungen der Prediger, Kirchendiener und Schullehrer zu zahlen haben. Jede der beiden Städte hat einen Stadtschreiber, der studirt haben muß, und acht Rathsherren, welche aus den Bürgern erwählt werden. Hier befindet sich das Berggericht, die Rechnungskommission, kurz alle Behörden, welche das Bergwesen des Harzes leiten. Es wohnen hier der Berghauptmann, die Bergräthe, Bergmeister und wie die Bergbeamten alle heißen mögen, ferner die Händler und Gewerken deren das Gebirge bedarf, Bergleute machen die übrige Bevölkerung aus. Das Leben in diesen Städten ist sehr theuer, da alle Bedürfnisse bis auf sechs Meilen weit aus den Städten der Ebene, Nordhausen, Goslar, Braunschweig ꝛc. herbeigeschafft werden müssen. Gemeinhin ist der Begriff von dem theuren oder wohlfeilen Leben in einem Orte auf das Geschwätz von Reisenden zurückzuführen, die nach den Wirthshäusern urtheilen, in welchen sie eingekehrt waren. Wollte ich das thun, so müßte ich Zellerfeld und Klausthal zu den theuersten Städten zählen, welche es in Deutschland überhaupt giebt. Mein Genius führte mich, indem ich nach einem Unterkommen suchte, bis ans Ende beider Städte, wo ich einen Gasthof fand, der eine Windmühle in seinem Schilde führte. Wie die anderen Wirthshäuser in Klausthal und Zellerfeld beschaffen sind kann ich leider nicht sagen, was aber die Windmühle betrifft, so kann ich sie, wenn ich der Wahrheit die Ehre geben will, nicht loben. Nicht nur, daß alles zu sehr hohen Preisen angerechnet wurde, es war auch dabei alles herzlich schlecht. Nimmt man dazu noch die mürrischen Gesichter der Wirthsleute und eine große Langsamkeit und Plattheit in der Bedienung, so wird man sich nicht wundern, wenn ich bekenne, daß ich trotz der auffallenden Schönheit der Orte mich alsbald wieder hinwegsehnte.

Es gab hier einen Propheten, den als Superintendent zu Klausthal verstorbenen Prediger Ziehe. Es soll der Mann eine gute alte Haut gewesen sein und sich durch seine Biederkeit allgemein beliebt gemacht haben. Aber er wollte ein Seher sein und ließ sich das nicht ausreden, und so prophezeihete er denn das wunderlichste Zeug, das aber, dank seiner Biederkeit, noch heute von vielen Leuten in beiden Orten und der weiteren Umgegend geglaubt wird.

Aus den oben angeführten Gründen fühlte ich mich unbehaglich und verließ meinen Wirth in der Windmühle und das gute Klausthal, dessen Anblick mich anfänglich bezauberte, früher als ich eigentlich wollte und begab mich auf den Weg nach Andreasberg. Leider ging mir die Schönheit dieses Ortes des schlimmen Wetters wegen, das ich zum Begleiter hatte, verloren.

Ich verließ Klausthal in der Morgenfrühe, drohende Regenwolken hingen an den Bergen, als ob sie Nacht und Kälte hier festgeklammert hätten, als ein Sonnenblick und der Morgenwind sie in Bewegung setzten, ergossen sie sich erst als feiner Staubregen, bald aber fluthete es gleich einer Sindfluth vom Himmel herab und ein heftiger Wind peitschte den eiskalten Regen durch die Kleider bis auf die Haut. Die dichten Bäume, die bei Sonnenschein wohlthuenden Schatten spenden werden, schüttelten aus ihren Zweigen wahre Wasserströme, der ganze Himmel schien ein einziger Wassergruß zu sein. Ich war froh als ich gegen Mittag Andreasberg erreichte, von den gepriesenen Schönheiten der Gegend aber und namentlich von dem der Schweiz ähnelnden romantischen Rehberger Graben hatte ich so gut wie nichts gesehen.

Das Bergstädtchen Andreasberg zählt etwa 500 Häuser, es liegt in einem Thalkessel, die Berge, welche diesen bilden, sind alle aufgewühlt und mit Schlacken überschüttet, man glaubt in ein großes Grab zu blicken oder die Verheerungen einer gewaltigen Pulverexplosion zu sehen, die unmittelbar vor unserer Ankunft stattgefunden hat. Die kleinen Häuser des Städtchens verlieren sich hinter den Bergen und machen den Eindruck von Särgen, und das üble Wetter, das Menschen und Thiere in die Hütten gescheucht hatte, erhöhte den Eindruck der Oede. Kein Zweig grünte hier, kein Vogel ließ sich hören, keine Schwalbe strich an den nackten Bergeshalden hin. Es war mit einem Worte ein trübseliger Anblick und in einer hellen Mondnacht muß man hier das Gruseln bekommen.

* * *

Für den Wanderer, dem es um schöne Gegenden, um Denkmale der Vorzeit zu thun ist, hat Andreasberg nichts zu bieten, desto mehr aber für den Geologen und Mineralogen, dem das Befahren der hiesigen Bergwerke hohen Genuß bereiten wird. Freilich muß Erlaubniß dazu eingeholt werden, sie ist aber nicht schwer zu erlangen. Man wird alsbald in einen Bergmann verwandelt, erhält ein Grubenlicht, und mit einem „Glück auf!“ geht es hinab in den dunkeln Schacht.

Wir stiegen mit Grubenlichtern hinab in den schwarzen Schlund,
Der Führer selbst schwankt schüchtern vorbei an manchem Grund,
Und weist die sicheren Stege und nennt und erklärt das Gestein
Und führt auf verborgenem Wege uns tief in die ewige Nacht hinein!

Wie lange die Werke zu Andreasberg und überhaupt die Bergwerke des Oberharzes im Betriebe sind, läßt sich nicht

---

auch noch getroffen von dem vorwurfsvollen Blick des Vaters und noch mehr: auch noch gesehen von dem Auge des Herrn Kandidaten, der ihr gerade gegenüber auf der Kanzel steht und soeben zu sprechen beginnen will, — das ist zu viel für ein zartbesaitetes unschuldsvolles Mädchenherz: sie thut vor Angst und Scham einen Fehltritt und stürzt die letzte Stufe hinab und fällt der Länge nach zur Kirche hinein.

Die Wirkung dieses Zwischenfalles in diesem feierlichen Momente war eine sehr verschiedene. Die Einen erschraken und seufzten mitleidig und vernehmlich, während andere nur mit einiger Anstrengung ihren Lachmuskeln marmorne Ruhe gebieten konnten, und hier und da sich offen oder verstohlen hinter dem Taschentuche ein schalkhaftes oder schadenfrohes Lächeln bemerkbar machte. Und Adelung? Zunächst fast starr vor Schrecken, und Ort, Moment und Predigt ganz vergessend, daß er am liebsten gleich zugesprungen und hilfreiche Hand geboten hätte, kommt er durch die nächste Umgebung schnell wieder zur Besinnung seiner selbst und zum vollen Bewußtsein seiner kritischen Lage; aber zugleich fällt ihm auch ihre Drohung von gestern abend ein. Trotz der bisherigen Kandidatenangst, mit der er die Kanzel bestiegen, und trotz der Heiligkeit des Ortes und der Feierlichkeit des Augenblicks gewinnt in dem jugendlich-lebensfrischen Studentenherzen das Komische der Situation die Ueberhand, und mit lauter Stimme muß er, statt mit „Im Namen Gottes ꝛc.“ seine Predigt zu beginnen, hell und herzhaft lachen. Einen Moment später aber ist er sich sofort wieder seines Platzes auf der Kanzel, seines anstoßerregenden Selbstvergessens und des begangenen Sakrilegiums klar und ganz bewußt, und plötzlich erbleichend steht er wie vom Schlage getroffen einige Augenblicke stumm wie eine Bildsäule da, während Aller Augen nur neugierig und ernst, fragend und vorwurfsvoll auf ihn gerichtet sind. Mit plötzlicher Geistesgegenwart aber klappt er zu Aller nicht geringem Erstaunen die Bibel zu und erklärt: „Ich habe soeben die Kanzel entweiht und werde dieselbe verlassen und nie wieder betreten!“ Sprach's, nahm seine Bibel unter den Arm und stieg eiligst die Kanzeltreppe hinunter, die überraschte Gemeinde verdutzt und verblüfft in der Kirche zurücklassend. —

Adelung sattelte um und wurde später der berühmte Adelung — der er als Theologe jedenfalls nicht geworden wäre — der Verfasser der großen Werke über die deutsche Sprache und der ersten bedeutenden Grammatik derselben, der Reformator der deutschen Orthographie, wie wir sie noch heute in unseren Klassikern zu lesen gewohnt sind, und ab 1787 als Oberbibliothekar der Begründer der großen Bibliothek im japanischen Palais in Dresden, woselbst in der ersten Etage im Handschriftensaale unter Tasso's Todtenmaske noch heute sein Bildniß hängt. W. F.

Suppen liefert, sondern auch als Beimischung zu anderen Suppen und Saucen treffliche Dienste leistet. In jeder Form bleibt der Genuß dieser einheimischen, in Thüringen besonders stark vertretenen Frucht ein ebenso angenehmer, als die Gesundheit fördernder.

Wir schließen hier das Verzeichniß derjenigen wildwachsenden Pflanzen, welche von dem allgütigen Spender unseres täglichen Brotes in erster Reihe zu unserer Ernährung bestimmt, noch nicht überall die verdiente Beachtung finden. Möge unsere Empfehlung dazu beitragen, den Familientisch reichlich mit allerlei Suppen, Fleisch, Braten, Gemüse, Obst und Compots zu bestellen, wie der lieben Hausfrauen Speise- und Vorrathskammern zu füllen mit allerlei guten Dingen.

Wird er von ihnen freundlich aufgenommen, so verbreiten wir uns vielleicht ein andermal über die Zucht einiger Gemüse- und Gartenpflanzen, deren Anbau und Ausnützung bei uns zu Lande noch wenig oder gar nicht gepflegt und geübt wird.

Auch eine Besprechung derjenigen Medizinal-Gewächse, die jedem Sammler gratis geboten werden und dazu berufen scheinen jede Hausapotheke zu füllen, habe ich mir für künftige Zeiten vorbehalten, falls der geneigte Leser dafür ein Interesse äußern sollte. H. Str.

Land- und Hauswirthschaft.

Ueber die Lagerfrucht.

Eine bedeutsame Erscheinung ist in der Praxis das Lagern des Getreides. Man bezeichnet damit die vor der Fruchtbildung oder Samenreife infolge starker Regengüsse oder anderer Einflüsse zu Boden gedrückte Halmfrucht, welche sich nicht wieder erheben kann. Die großen Nachtheile, welche die Lagerfrucht mit sich bringt, sind jedem Landwirth bekannt und es braucht nicht besonders darauf hingewiesen zu werden. Lange Zeit glaubte man, da die Kieselsäure im Pflanzenreiche allenthalben zu finden war und gewisse Pflanzenfamilien, wie Schachtelhalme, Gräser, also auch unsere angebaueten Getreidearten, die besonders durch ihren Kieselsäurereichthum sich auszeichneten, es werde den Pflanzenorganen durch die Kieselsäure ein hoher Grad von Festigkeit verliehen. Die natürliche Folge war eben, daß man, um das Lagern des Getreides zu beseitigen, die Zuführung von Wasserglas (kieselsaures Alkali) empfahl. Allein die Ansicht war eine irrige. Analysen von gelagertem Getreide gegenüber nicht gelagertem, zeigten wenig Unterschied in dem Kieselsäuregehalte. Pflanzen in kieselfreiem Boden erzogen, stehen ebenso aufrecht wie in kieselhaltigem. Die Kieselsäure hat mit der Biegungsfestigkeit des Halmes gar nichts zu thun, vielmehr ist dieselbe schon durch die Blattscheiden bedingt. Die wirkliche Ursache des Lagerns muß also andere Gründe haben.

Es ist Jedermann bekannt, daß Pflanzen, die im Dunkeln wachsen oder beschattet werden, verbleichen. Die Pflanze muß eben dem vollen Tageslichte zugängig sein, um ihre Ernährungsorgane und das Chlorophyll funktioniren zu lassen. Es muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß auch die Chlorophyllfunktion bei ungenügendem Eisenvorrath völlig unterbleibt. In der Natur ist jedoch dieser Eisenmangel selten vorhanden, da fast jeder Boden die kleinen Mengen, die hier nothwendig sind, enthält. Pflanzen, die in ungünstige Beleuchtungsverhältnisse gerathen, deuten schon durch ihren schwachen, weichen und dünnen Halm und schwache Blätter an, daß ihre Ernährung geschwächt wurde. Stehen die Halme auf Getreidefeldern sehr dicht, so beschatten sie sich an ihren unteren Theilen und werden an dieser Stelle länger weich bleiben, weil bei der Beschattung nur eine mangelhafte Verholzung erfolgt und schließlich tritt das verhängnißvolle ein, sie knicken und lagern. Die Lagerfrucht entsteht also durch Lichtmangel und namentlich wenn bei dichtem Stande der Saaten eine genügende Beleuchtung der unteren Stengeltheile abgeschlossen ist. Recht augenscheinlich zeigt sich dieser Einfluß des Lichtmangels an der Frucht unter Bäumen.

Ist nun auf einem Felde ein großer Ueberschuß von Stickstoffdüngung und Mangel an mineralischen Nährstoffen vorhanden, dann werden bei dichtem Stand der Saaten die Blätter breit und üppig sich entwickeln und den Zutritt des Lichtes verhindern und das Lagern herbeiführen. Das wirksamste Vorbeugungsmittel wird demnach das sein, welches in ausreichender Weise für Licht sorgt. Dünne Saat wird demnach zu empfehlen sein, vor allem aber wird sich die Drillkultur, abgesehen von ihren sonstigen Vorzügen, als sehr nützlich erweisen. Um die Gefahren einer überreichen Stickstoffdüngung zu mildern, ist bekanntlich die Phosphorsäuredüngung ein treffliches und erprobtes Mittel. Man sollte in solchen Fällen denn nicht unterlassen, entsprechend mit Backerguano zu düngen.

Bemerkt man an einem Getreidefelde voraussichtlich die Gefahr des Lagerns, dann kann man noch zu einem Mittel seine Zuflucht nehmen, welches sich in neuerer Zeit überall, wo man es erprobte, bewährt haben soll. Es ist das Walzen vor dem Schossen. Dieses Verfahren beruht, ähnlich wie ehemals das Schröpfen und Abhüten, darauf, die Getreidepflanzen in ihrem übermäßigen Wachsthume zu hemmen. Das Niederwalzen lagerdrohender Frucht muß mit einer glatten und leichten Walze und nicht zu spät vorgenommen werden. Sollte nach dem ersten Walzen der erwünschte Erfolg nicht wahrzunehmen sein und die Pflanze sich schnell wieder erholt haben, dann kann man das Walzen wiederholen. G. H.

Schutz des weidenden Rindviehes gegen Insekten.

Das weidende oder arbeitende Vieh leidet von den Bremsen, großen und kleinen Mücken so sehr, daß es oft durch das Abwehren derselben ebenso müde wie durch die Arbeit selbst wird. Häufig wird es von dieser fatalen Plage derart heimgesucht, daß es sich nicht einmal satt fressen kann. Gegen dieses Ungemach wendet M. Bobnar folgende Salbe mit bestem Erfolge an: Man nehme Aloe, Koloquinten, Ochsengalle, Raute und Weihrauch, von jedem gleich viel, lasse sie in etwas Oel und Essig zusammenkochen und seihe sie schließlich ab. Beim Gebrauche streiche man den Ochsen oder Kühen etwas von der Salbe um die Augen und an solche Stellen des Körpers, an welchen sich die Fliegen am meisten ansetzen.

Friedrichsruher Holzpflaster.

An Stelle der bisher zu den Holzpflasterungen in Deutschland verwendeten ausländischen Hölzer wird auf Anregung des Fürsten Bismarck zum erstenmal in diesem Jahre imprägnirte deutsche Buche in großem Maßstabe in Berlin verwendet. Sämmtliche berliner Holzpflasterungen erfolgen dieses Jahr mit imprägnirtem Buchenholz, und zwar auf kleinere Versuchspflasterungen hin, welche die mit der friedrichsruher Forstverwaltung verbundene hamburg-berliner Jalousie-Fabrik auf ihre Gefahr im Vorjahre am Spittelmarkt und in der Koppenstraße ausgeführt hat. Auch die umfangreichen diesjährigen, eine österreichischen Firma zugefallenenen Holzpflasterstrecken werden in derselben Holzgattung ausgeführt. In der der hamburg-berliner Jalousie-Fabrik zugefallenen Luisenstraße ist jetzt eine große Anzahl von Arbeitern mit den Beton-Arbeiten und dem Verlegen des friedrichsruher Pflasters beschäftigt, von welchem letzteren ganze Kahnladungen am westlichen Schiffbauerdamm landen. Unsere Forstkreise nehmen an den von Friedrichsruh ausgegangenen Bestrebungen für bessere Verwendung der vielverkannten deutschen Buche ein Interesse, welches völlig begreiflich ist, wenn man die schwierigen Absatzverhältnisse dieser in Deutschland in so großen Mengen vorhandenen Holzart kennt. Bisher ist die Verwendung dieses in mancher Hinsicht trefflichen Holzmaterials nur an dem Fehlen bewährter Methoden gescheitert, dieses Holz auf der Straße im Wechsel von Trockenheit und Nässe vor Zersetzung seines, entgegen den bisher ausschließlich zum Straßenpflaster verwendeten Nadelhölzern, besonders reichen Eiweißgehaltes durch geeignete Imprägnirung zu schützen. Im Interesse der Erhaltung unseres schönen deutschen Buchenwaldes, welcher jetzt wegen seiner gesunkenen Rentabilität forstwirthschaftlich auf den Aussterbeetat gesetzt ist, wäre ein Erfolg der jetzt hier vorgenommenen Pflasterungen sehr zu wünschen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18860808067/fragment/page=0002

wollen, den Versuch zu wagen, ihre Männer mit diesem neuen Gericht zu überraschen.

Die Zubereitung ist ganz wie bei Spinat folgende: „kalt abwaschen, brühen, fein wiegen, mit angerührtem Mehl oder geriebenen Semmeln, Salz und etwas reichlichem Fett eindämpfen." Zuthat von Ei ist auch nicht zu verachten. Und wenn dann das Mahl beendet, darf die Köchin zuversichtlich die Frage stellen: „was hast Du gegessen?" Ich wette, der Mann wird also (oder doch ähnlich) antworten: „Der Spinat war diesmal vorzüglich." Die Verwendung der wilden Melde (Atriplex) als Ersatzmittel für Spinat ist zwar bekannter; allein wir nehmen Anstand, sie zu empfehlen, da die Atriplex der urtica so zu sagen nicht das Wasser reicht. Selbstversuche sind erforderlich um Ueberzeugung zu gewinnen. Jeder Versuch wird unsere Erfahrung bestätigen.

Eine andermal biete die unternehmende Wirthin ihrem Herrn Gemahl eine neue Suppe.

Der große Sauerampfer (Rumex acetosa) wächst in allen Gauen Deutschlands häufig, auf trocknen Hügeln und Wiesen, an Rainen und Hagen, in kurzem Grase. Er liefert die beste Frühjahrssuppe. Da er massenhaft zu haben, sammle man nur die jüngsten und zartesten Blättchen, die in warmem Wasser gewaschen, ohne Stengel gewiegt und dann mit etwas angerührtem Mehl, Salz und Butter zu einer bündigen Suppe gekocht werden, in welcher schwimmende weiche Eier sich vorzüglich ausnehmen und auch munden. Um Leckermäulern, wie zartempfindenden Geschmacksnerven zu genügen, darf man die Blätter bevor sie gewiegt werden, abbrühen und zur Suppe ein wenig Zucker thun.

Diese Suppe ist namentlich in den Sommertagen ein wahres Labsal. Der in Gärten gezogene Ampfer ist dagegen zu zahm, nüchtern, kraft- und saftlos, um empfohlen zu werden. Fast dasselbe gilt von dem wildwachsenden, schmalblättrigen Ampfer (Rumex acetosella).

Der tägliche Genuß von Kaffee und Thee ist gleich andern narkotischen Genüssen leider auch in Deutschland Mode geworden. Besser thäten wir, mit Rücksicht auf unsere Gesundheit, wenn wir sie einzig und allein als Medikamente (die sie in der That sind) behandeln wollten. Um jedoch der Gewohnheit eines Kaffee- und Theestündchens zu genügen, verwende man einheimische zoll- und kostenfreie Surrogate. Von den vielen, bei uns wildwachsenden Kräutern, die für diesen Zweck empfohlen werden, möchte ich an dieser Stelle nur zwei nennen, die ich jahrelang erprobt und als die besten, gesundesten, wie wohlschmeckendsten Ersatzmittel für alle warmen, fremdländischen Getränke befunden, selbst Chokolade und Mandelmilch nicht ausgenommen. Leider ist ihr Gebrauch in manchen Gegenden Deutschlands noch völlig unbekannt.

Doch keine Sorge! — Ich ziele damit weder auf Cichorien und Eichelkaffee, noch auf Kamillen- und Hollunderblüthen-Thee, sondern auf einen Absud von Walderdbeerblättern und Ebereschenblüthen. Man sammle im März und April die jungen Blätter der Walderdbeere, Fragaria vesca, (doch nur von sonnigen Stellen) und im Mai die eben sich erschließenden Blüthen der Eberesche (Sorbus Aucuparia), lasse sie längere Zeit an der Sonne dörren und hebe sie in festschließenden Gefäßen an trockenen Orten auf. Die Ebereschenblüthen dürfen auch frisch verbraucht werden; in welchem Zustande sie einen angenehmen Beigeschmack nach süßen Mandeln gewähren. Dagegen müssen die Erdbeerblätter mehrere Tage trocknen und Monate hindurch in luftigen Säckchen „verduften", um eine gewisse herbe Schärfe zu verlieren. Dann erst kommt das zurückgebliebene milde Aroma zu voller Geltung, das ich dem chinesischen Thee bei weitem vorziehe, da es nicht aufregend, sondern beruhigend wirkt. Um den Genuß des Aufgusses (1 Eßlöffel voll genügt für 3 gewöhnliche Tassen Wasser) zu erhöhen, mischt man ihm reichlich Milch und wenig Zucker bei. Das Wasser wird kochend aufgegossen und darf, je nach Geschmack, 1/2 bis 2 Stunden auf warmer Stelle ziehen. Beide Theesorten besitzen alle Eigenschaften, die man billiger Weise von einem unschuldigen täglichen Getränk verlangen kann und nur den einzigen Fehler, daß sie nicht Ausländer sind und als Wildlinge ihre Dienste kostenfrei anbieten.

Ein Strauch, dessen Frucht bisher, obwohl er bei uns wild wächst, nur von wenigen auf ihren Werth als Nahrungsmittel gründlich geprüft worden, ist der Schwarzdorn (Prunus spinosus.) Die Mehrzahl unsrer Leser dürfte bei Nennung dieses aus Garten und Feld Ausgestoßnen geringschätzig mit den Schultern zucken. Weiß doch jedermann, der es als Kind versuchte, daß die herben Schlehen selbst gegen Ende Oktober noch ungenießbar sind. — Doch nicht jedermann weiß, daß im November (oder Dezember) durch einen kräftigen Nachtfrost die Natur der reifen Früchte (vermittelst eines chemischen Prozesses) sich vollständig verwandelt. Die widerlich-herbe Beere ist lieblich-süß geworden. Jetzt erst dürfen sie gesammelt, doch noch nicht ohne weiteres gekocht werden. Bevor man sie frisch genießt, sind sie mit kochendem Wasser zu begießen, indem man sie bis zur Abkühlung liegen läßt. Will man sich dann die Mühe geben, sie zu entkernen und das Fleisch einzudämpfen, so erhält man ein steifes Muß, pikanter als das von Pflaumen oder Kirschen. Auch liefern sie gewürzt und gezuckert ein angenehmes Kompot und — verdünnt (bezw. mit Hagebutten versetzt) eine schmackhafte Obstsuppe. Wichtig für den bürgerlichen Haushalt ist noch die Bereitung des Schlehenweines (Vinum prunelorum silvestrium.)

Auch Essig und Sprit kann aus den Früchten gezogen werden; doch wäre die Anweisung zu deren Fabrikation hier nicht am Orte.

In Weingegenden hilft man geringen Sorten damit auf, daß man die überreifen Früchte des Schwarzdorn, nachdem sie des nöthigen Frostes theilhaftig geworden, bei mäßiger Hitze halbtrocken dörrt, sie mit den Kernen zerstößt und in Traubenmost abgähren läßt. Der Wein wird dadurch roth und erhält eine feine, an bittere Mandeln mahnende Blume. Um fertige (ausgegohrne) Weine zu verbessern, genügt es, den gestoßenen Schlehenteig völlig abzutrocknen, mit Gewürz und Zucker zu mischen und ihn in einem leinenen Beutel durchs Spundloch des gefüllten Fasses zu hängen. In 14 Tagen ist der würzige Schlehenwein fertig. In ganz ähnlicher Weise vermag man auch den Werth von Cyder (Obstwein) und Branntwein zu erhöhen.

Der Brombeerstrauch, (Rubus fructicosus) theilt das Schicksal, mißachtet und verkannt zu werden, mit dem Schlehdorn. Auch ihn hat man aus der civilisirten Gesellschaft vornehmer Kultur-Pflanzen hinausgeworfen. In der „Wildniß" sein ödes Dasein zu fristen, ist sein Loos. Und doch ist er nicht minder brav, als sein Vetter, der Himbeerstrauch; und doch trägt an seinem Schicksal nicht er die Schuld, sondern menschliche Unduldsamkeit.

Wir thäten besser, uns der Natur zu akkommodiren, als von ihr zu verlangen, daß sie sich unsern Launen füge. Es liegt aber in der Natur der Brombeere, daß sie erst im Zustande der Ueberreife (erkenntlich an der völligen Weichheit der schwarzen Früchte) sich in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zu zeigen vermag, indem sie ihre trefflichen Eigenschaften vollkommen entwickelt. Die ziemlich allgemein herrschende Abneigung, um nicht zu sagen der Widerwille gegen diese Frucht, stammt nur aus der Ungeduld der Sammler, welche die Zeit vollendeter Reife (den Spätherbst) nicht abwarten wollen oder können, und braune, wenn nicht gar rothbraune Beeren zu Markte bringen, um ihren Ruf gründlich zu ruiniren. Ueberreife Früchte sind dagegen, schon frischgenossen, ein gar köstliches Labsal, das wir besonders denjenigen empfehlen, welche vorzugsweise Fleischspeisen genießen.

Gekocht, gedämpft, eingesotten, gedörrt liefert die Brombeere ganz vorzügliche Obstsuppen, Compots, Muß und Conserven, weniger süß, doch viel aromatischer als Maulbeeren, mit denen sie gemischt werden dürfen.

Der Hagebuttenstrauch (Rosa canina) ist wohl in ganz Europa als Unterlage für die orientalische oder die echte Rose geschätzt; doch seine Früchte werden nicht überall so hoch gehalten, wie sie es verdienen; ja es giebt Gegenden, namentlich in Mittel- und Süddeutschland, wo sie völlig unbeachtet bleiben. Man sammle sie, sobald sie hochroth gefärbt und ehe sie weich werden.

Aufgeschnitten und von den Kernen und den sie umgebenden wolligen Hörnchen befreit, können sie frisch zu Suppen (mit wenig Zucker, Rum oder Wein und gerösteten Semmeln), zu Saucen (an Kalbskopf, Zunge, Mehlspeisen 2c.) und als Compot verwandt werden. Abgekocht konserviren sie sich jahrelang und verleihen, dem Backobst beigemischt, demselben einen angenehmen kräftigen Beigeschmack. Wer die Mühe nicht scheut, die Kerne in warmem Wasser tüchtig zu waschen, um den Pelz zu entfernen, sie dann stark zu dörren, zu stoßen und zu sieben, erhält ein Dauermehl, welches nicht nur selbständige

angeben, indeß steht fest, daß im Rammelberge schon Jahrhunderte lang Bergbau betrieben wurde, bevor man an dergl. in der Gegend um Andreasberg auch nur dachte. In keiner Urkunde, in keinem Lehnbriefe wird vor dem Jahre 1296 eines Bergwerkes erwähnt, in jenem Jahre aber erhielten einige Privatpersonen die Erlaubniß, nach Erzen zu forschen. Es geschah mit Erfolg und schon hatten sich Ansiedelungen und kleine Ortschaften zu bilden begonnen, als eine furchtbare Pest hereinbrach und einzelne Harzgebiete fast ganz entvölkerte. Die Krankheit wüthete namentlich unter den Bergknappen, die früh morgens gesund und frisch in den Schacht einfuhren, aber nicht wieder an's Tageslicht kamen, denn, mitten in ihrer Arbeit von der Seuche befallen, starben sie binnen wenigen Stunden. Die Gruben, die noch nicht einmal recht in Betrieb gekommen waren, mußten nun wieder liegen bleiben, und zwar auf lange Zeit. Erst im Jahre 1500 fing man wieder an, die Eisengruben bei Grund zu betreiben, und etwa 20 Jahre später wird Andreasberg erwähnt.

Die Grafen Heinrich und Hans Ernst, Herren zu Lohra und Clettenberg, hatten von den Herzögen zu Grubenhagen die Grafschaft Hohnstein zu Lehn und erließen für diese eine neue Bergfreiheit, d. i. eine Ordnung, welche alles zum Bergbau Gehörige regeln sollte und u. a. auch gestattet, daß jedermann, wo es ihm beliebe, nach Erzen suchen und Bergwerke anlegen dürfe. Durch diese Bergfreiheit wurde eine Menge von Bergleuten nach dem Oberharze gelockt und die große Zeche, welche sie fündig machten, wurde St. Andreaskreuz genannt, weil die Schürfer nämlich zwei übereinander liegende Gänge gefunden hatten. Nach uralter bergmännischer Redensart sagt man in solchem Falle, „die Gänge bilden ein Andreaskreuz" und man vermuthete und fand es auch durch die Erfahrung bestätigt, daß an der Kreuzungsstelle reiche Anbrüche zu gewinnen seien. Weil man nun in der Nähe auch Quellen fand, so fing man an sich dabei anzubauen und von dem Andreaskreuz erhielt der Ort den Namen Andreasberg. Er wuchs rasch an, besonders stark in den Jahren 1535 bis 1537, wo man aller Orten einschlug, sodaß einer vor dem andern keinen Raum hatte und die Gewerken in ewiger Fehde lagen. Die Ausbeute war aber auch sehr bedeutend und die Grafen thaten alles, um den jungen Bergbau zu fördern. Unter solch günstigen Umständen wuchs die Bewohnerschaft schnell, sodaß für die ursprünglich aus Holz gebaute Kirche schon 1568 eine solche aus Stein errichtet werden konnte.

Aber auch auf anderen Punkten des Oberharzes siedelten sich Bergleute an und der Herzog Heinrich von Wolfenbüttel befuhr selbst die Schächte und feuerte den Eifer der Knappen an. Nicht weniger thätig waren die magdeburger Gewerken, die um jene Zeit eine Bergordnung vom Herzog erlangten, in welcher den Bergknappen eine große Zahl von Freiheiten gewährleistet wurde und der Herzog sich nur den Verkauf der Metalle vorbehielt. Allen anderen Orten stand aber Andreasberg voran, wo um jene Zeit über hundert Gruben im Betriebe waren.

Die Bewohner von Goslar, die schon viel früher Bergbau getrieben hatten, sahen das Aufblühen der Harzstädte mit neidischen Augen, und als der Herzog infolge von Kriegsunglück sein Land meiden mußte, schien ihnen eine günstige Gelegenheit gekommen, eine verwerfliche Rache zu üben. Sie zogen von Ort zu Ort und alles, wozu sie gelangen konnten, wurde zerstört oder niedergebrannt. Wer ihnen in die Hände fiel, wurde erschlagen, ja die herzoglichen Beamten sollen sie nach den Schmelzöfen geschleppt und in die Gluth geworfen haben. Zum Glück dauerte das Unwesen nicht allzulange, der Herzog kehrte in sein Land zurück, und sobald er in den Hauptsachen der Verwaltung die nöthige Ordnung wiederhergestellt hatte, eilte er auch hierher und damit war dem Unwesen ein schnelles Ende bereitet.

Wo heute Klausthal sich ausdehnt, stand vor Zeiten die Klause eines Eremiten, später ein Kirchlein, welches zum benachbarten Kloster Zella gehörte. Um jene Zeit trieb hier Herzog Ernst Bergbau mit großem Eifer, und nach dem Vorgange des Herzogs Heinrich verlieh auch er seinem Gebiete eine Bergfreiheit. Er starb zwar im Jahre 1568, doch sein Sohn Julius eiferte dem Vater nach und war sogar der Erfinder der „nassen Pochwerke". Weiter ließ er die Salzquellen bei der alten Harzburg untersuchen und erbauete dort ein Salzwerk, das noch heute nach ihm „Juliushall" genannt wird und im Stande ist, den ganzen Harz mit Salz zu versorgen. Bis zum Jahre 1577 ging alles gut und die Bergleute förderten große Schätze zutage, als abermals eine schreckliche Seuche den Harz heimsuchte, der die Mehrzahl seiner Bewohner zum Opfer fielen. Der Grubenbetrieb mußte alsbald eingestellt werden, aber was schlimmer war als dieses, die überlebenden Bergknappen schweiften umher, drangen in die leer stehenden Wohnungen und plünderten und mordeten, und Jahre verzingen, bevor allmälig die Ordnung sich wiederherstellte. Nach dem Tode des Grafen von Hohnstein fiel Andreasberg mit Zubehör an den Herzog Wolfgang von Grubenhagen und als auch dieser 1595 starb und im Jahre darauf sein Bruder und Erbe Philipp, bemächtigte sich Herzog Julius des ganzen Harzes und erst 1616 gab er auf besonderen Befehl des Kaisers die Grubenhagenschen Landestheile an die Herzöge von Braunschweig wieder heraus.

Dann kam der dreißigjährige Krieg, von dessen Schrecknissen auch der Harz nicht verschont blieb. Das Elend erreichte den höchsten Grad, als Tilly mit seinen Schaaren die Gebirge überschwemmte. Allenthalben wurden die ärgsten Greuel verübt, alle Ortschaften wurden geplündert und gebrandschatzt und der Bergbau lag ganz darnieder und er wäre vielleicht ganz zugrunde gegangen, wenn nicht der umsichtige und thatkräftige Oberbergmeister Georg Illing den gänzlichen Verfall abgewendet hätte.

Dann gingen die Grubendistrikte durch Erbschaften und Fürstenverträge aus einer Hand in die andere und dieser Besitzwechsel konnte auch nicht anders als nachtheilig auf den Bergbau wirken, erst 1788 erfolgte eine Auseinandersetzung zwischen Hannover und Braunschweig, nach welcher ersteres fest den ganzen Oberharz in Besitz nahm und von da ab wurde auch der Betrieb der Bergwerke ein geregelter und namentlich wurde die Verwaltung organisirt und durch Kassen und sonstige Ein-

Literatur und Kunst.

* Vom „Wissen der Gegenwart", Leipzig bei G. Freytag liegen zwei neue Bände, 51 und 52, vor. Dr. Scholl. Eine populäre Darstellung der physikalischen Akustik mit besonderer Berücksichtigung der Musik von Dr. Adolf Elsas. Allen Musikfreunden, denen daran gelegen ist, sich mit dem Wesen der Töne, ihrer Entstehung und Klangfarbe näher vertraut zu machen, kann das Buch empfohlen werden, da sie in ihm ebenso leichte als eingehende Belehrung finden werden. Aber auch der Physiker findet Bekanntes in leichtfaßlicher Darstellung und Neues aus des Verfassers eigensten Untersuchungen, besonders über die Schwingungen leichter biegsamer Platten, Erscheinungen ähnlich den sog. Chladnischen Klangfiguren lassen sich mit überraschender Leichtigkeit herstellen. — Der Ocean. Eine Einführung in die allgemeine Meereskunde. Dieses Thema hat in Professor Dr. Krümmel den berufensten und geschicktesten Bearbeiter gefunden. In volksthümlicher allgemein verständlicher Darstellung werden uns die Erscheinungen im und am Meere Ebbe und Fluth, Eisberge, Strömungen, Vulkanausbrüche u. s. w. nicht einfach aufgezählt und beschrieben, sondern der Leser kann selbst beobachten, den Forscher begleiten und an seiner Hand durch eigenes Denken sich die wissenschaftlichen Ergebnisse zu eigen machen. Hierin und in der Fülle des Gebotenen beruht der Hauptwerth des höchst gediegenen Werkes, das bei zahlreichen Abbildungen jedem Gebildeten eine Quelle anziehender Studien sein wird. Dr. E.

* Musik-Taschenbuch. 3. Auflage. Verlag von Steingräber in Hannover. Das 310 Seiten dicke Taschenbuch bietet einen reichen Inhalt. Außer Post- und Telegraphen-Nachrichten, Münz-, Zins-, Maß- und Gewichtstabellen, Notizblättern und Kouten bringt es einen Katechismus der Musik, ein Verzeichniß musikalischer Fremdwörter, einen Führer durch die Klavierliteratur, ein Tonkünstlerlexikon bis auf die neueste Zeit ergänzt, die hauptsächlichsten Bestimmungen des deutschen Urheberrechtes betreffs musikalischer Kompositionen und dramatischer Werke, sodann die Literaturkonventionen zwischen Deutschland und der Schweiz, zwischen Preußen und England, zwischen Deutschland und Frankreich und Belgien. Die Aufführung der Namen der Mitglieder, welche den musikalischen Sachverständigen-Vereinen in Berlin, Leipzig, Stuttgart und Hamburg angehören, dürfte auch vielen willkommen sein. Ein Buch mit so vielseitigem Inhalte empfiehlt sich selbst, und können wir nur jedem Musik-Fachmann und Musik-Liebhaber anrathen, das genannte Taschenbuch anzukaufen. —cke.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18860808067/fragment/page=0003

richtungen für das Wohl der Bergleute gesorgt. Vorher aber hatte der Harz durch den siebenjährigen Krieg noch viel zu leiden, allein die Gewerkschaften hatten über 30,000 Thaler Kriegssteuern zu entrichten.

Durch die Bergwerke zu Andreasberg, die auch sonst des Bemerkenswerthen viel enthalten, sind im Laufe der Zeiten große Werthe von Erzen zutage gefördert worden. Die vielen Störungen, welche der Betrieb zu erleiden hatte, machen es unmöglich, einen Ueberblick über die gesammte Ausbeute zu erlangen, man kennt diese nur aus einzelnen Perioden. So wurden in den Jahren von 1565 bis 1570 30,039 Mark Silber gewonnen und allein die beiden Zechen St. Georg und Hilfe Gottes gaben in dem Zeitraume von 1561 bis 1583, mithin in 22 Jahren, 215,688 Thaler Ausbeute. Auch kamen damals außer vielen reichen rothgüldigen und weißgüldigen Erzen, außer gediegenem und gewaschenem Silber noch manche andere merkwürdige mineralogische Erscheinungen zutage. So fand einst ein Steiger auf der Zeche St. Georg eine Druse, *in welcher sich ein fließendes Erz* befand, das sah weiß aus wie Buttermilch. Man schöpfte davon ab und that es in ein Glas und an der Luft trocknete es und gewann das Aussehen eines weißen Thones. Als man es aber prüfte, fand es sich, daß der Centner dieser Substanz über 100 Mark Silber enthielt. Diese Buttermilchdruse gewährte für längere Zeit eine reiche Ausbeute.

Auf der Zeche Theuerdank befand sich ein Stollen, dem das Grubenwasser entfloß. Nach einiger Zeit wurde man gewahr, daß dieses trübe Wasser Laub und Gräser, welche es bespülte, versilberte. Man förderte in dieser Zeche ein Erz, welches so mild war, daß es sich mit den Händen zerreiben und zusammen ballen ließ, an der Luft nahm es eine bläuliche Farbe an und wurde weich wie Thon. Für eine einzige schöne Stufe dieses Erzes bot ein Goldschmied aus Leipzig 500 Thaler und man fand in derselben über 62 Mark Silber. Einige Jahre darauf fand man eine besonders merkwürdige Stufe, an welcher auswendig dicke rothgüldige Knospen saßen, die aber, obwohl sie wie verrostetes Eisen aussahen, gediegenes Silber enthielten. Die ganze Stufe war 99 Pfund schwer und wurde das Silber an ihr auf 1600 Thaler, die ganze Stufe auf nahe an 1700 Thaler an Werth geschätzt. Sie wurde an die Kunstkammer in Hannover abgeliefert. Außerdem fand man und findet noch Kalkspathe, die wegen ihrer schönen Krystallisation sehr geschätzt sind, ferner Kanonendrusen, Analzime, Ichthyophthalme, Datholithen, Anthrakonit, Arsenik und Arsenikfilber, braune und rothe Bergblende, Bleischweif, rothen Erdkobalt, Fahlerz, Flußspath, Haarkies, Kupfernickel, Magnetkies, Rothgüldigerz, gediegenes Silber, Spießglanz u. dergl. Die Gebirgsart, in welcher die Schätze vorgefunden werden, ist ein bläulich schwarzer, feinkörniger Thonschiefer.

In der früheren Geschichte von Andreasberg spielen die Räuberbanden, welche sich häufig genug im Harze bildeten und unter dem Schutze der großen Waldungen ihr Wesen trieben, eine wichtige Rolle. Hans Unterberg und Hans Bartold, werden zuerst genannt, von denen der erstere, der Sohn eines Predigers in Osterwiek, nach langen Nachstellungen endlich in Klausthal gefangen und in Osterode enthauptet wurde. Sein Spießgeselle Bartold ließ sich dadurch jedoch nicht schrecken, vielmehr setzte er das Räuberhandwerk fort, warb neue Raubgesellen und fand davon genug, auch in Andreasberg. Diese Bande führte einen förmlichen Krieg gegen die friedlichen Harzstädte, denn es wird berichtet, daß sie in einem Raubzuge 400 Schafe auf einmal wegführten. Als endlich Bartold im Jahre 1576 von seinen eigenen Spießgesellen erschossen und sein Bruder Andreas gefangen und gerädert wurde, frohlockte der Harz und glaubte, daß das Unwesen nunmehr ein Ende haben würde. Das waren aber eitle Hoffnungen, der Ueberrest der Bande hielt zusammen und erhielt in einem gewissen Balthaser Welker und einem Hermann Scheffer, beide Andreasberger, neue Hauptleute, welche noch Jahre lang den Harz in Schrecken setzten. Die Weiber der beiden Anführer Welker und Scheffer befanden sich zu Andreasberg und man nahm an, daß beide bei nächtlicher Weile ab und zu ihre Familien besuchen würden. Es wurde jegliche List aufgeboten, um ihrer habhaft zu werden, aber vergebens. Man machte dem kaiserlichen Kammergericht Anzeige und dieses erließ eine Vorladung an die Räuber, die aber selbstverständlich ohne Erfolg war. Die Räuber waren der Meinung, daß sie diese Ladung, die man an die Bäume geheftet hatte, nächst dem gelehrten Edelmann Achaz v. Veltheim, welchem sie nachstellten, auch dem Berghauptmann Asmus v. Helder zu verdanken hätten, erließen an den letzteren einen Drohbrief, den die Frau Welckers dem Berghauptmann eines Vormittags überbrachte. Der Berghauptmann setzte ihr in der größten Ruhe auseinander, daß er an jenem Erlaß völlig unschuldig sei und entließ dieselbe unter beschwichtigendem Zureden. Am Nachmittag desselben Tages trat er mit seiner Familie eine Reise nach Sundhausen an, einem bei Nordhausen belegenen Dorfe, wo er ein Gut besaß. Er fuhr mit seiner Frau und zwei Knaben in einem Wagen den Weg nach Lauterberg, ohne alle Begleitung, und war kaum ins Koboldthal gelangt, als die Räuber aus dem Buschwerk hervorbrachen, die Familie in der abscheulichsten Weise mißhandelten und alles Werthvolle, was sie fanden, raubten. Der älteste der Knaben, der sich zur Wehre setzte, wurde erschossen. Mit der Leiche seines Knaben, betäubt und zerschlagen kam der unglückliche Berghauptmann in Sundhausen, wo die Greuelthat selbstverständlich die größten Entsetzen hervorrief. Aber obwohl der Berghauptmann und die Behörden der nächsten Städte an den Grafen Volkmar von Hohnstein und an alle betheiligten Justizbehörden berichteten, geschah doch nichts und es scheint als ob die Bande ungestraft geblieben wäre, da von da ab ihrer nirgends mehr Erwähnung geschieht.

Weiter sind aus der Geschichte Klausthals noch einige Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege erwähnenswerth.

Gleich im Anfange des Krieges näherte sich der Parteigänger Hillfeld mit seinen Reitern der Stadt. Dieser Kriegsmann hatte einen üblen Leumund. Man sperrte die Stadt an der Osteröder Straße, wenn er kam, mit einem Schlagbaum. Hillfeld begehrte Einlaß und da ihm dieser verweigert wurde, machte er Anstalt, sich mit Gewalt Eingang zu verschaffen. Da man es nicht auf das äußerste ankommen lassen wollte, begann man zu unterhandeln, und da Hillfeld feierlich versicherte, nichts Feindseliges gegen die Stadt unternehmen zu wollen, öffnete man den Schlagbaum und er ritt mit seinen Leuten in die Stadt ein. Da die Verhandlungen nur mit den Rathsherren gepflogen worden, waren die Bürger gewaltig erstaunt, als sie das kleine Kriegsheer in der Stadt sahen, und ein Bürger, Bastel Löwe mit Namen, ergriff seine Büchse, um den Anführer niederzuschießen. Da aber die Sage verbreitet war, daß Hillfeld kugel- und stichfest sei, lud er anstatt der Kugel einen Pfropfen von Eichenholz in sein Gewehr, schoß — und Hillfeld sank lautlos von seinem Pferde. Die Rathsherren standen erstarrt bei diesem Anblick, der Zug stockte augenblicklich. Man fürchtete, seine Reiter würden nun über die wehrlose Stadt herfallen und den Tod ihres Führers durch Mord und Brand rächen. Das geschah aber nicht, die Krieger argwöhnten einen Hinterhalt, wendeten nach kurzem Zögern ihre Pferde, jagten davon und kehrten nicht wieder.

Am 19. März 1626, es war der Sonntag Lätare, erscholl plötzlich der Schreckensruf, die Kaiserlichen hätten die Feldwache bei Heiligenstock genommen und näherten sich der Stadt. Der Prediger Luppius hatte kaum seine Predigt begonnen, als diese Rufe und die Sturmglocke die Stadt in Aufruhr brachten, die Kirchgänger stürzten aus der Kirche und jeder eilte nach seiner Heimstätte.

Der Graf Solms, die Hauptleute Hollstein und Schulz und der Major v. Mitschefol lagen mit ihren Leuten in der Stadt und wollten sie vertheidigen. Aber so sehr sie auch vorher mit ihrer Tapferkeit geprahlt hatten, jetzt ergriffen sie schleunigst die Flucht und überließen die Stadt ihrem Schicksal. Sie waren kaum auf der einen Seite hinaus, als auf der andern die Kaiserlichen anrückten. Da sie keinen Widerstand fanden, zogen sie ein, an ihrer Spitze ritt ein kleines Männchen auf einem weißen Pferdchen. Es trug ein grünes Wams mit geschlitzten Aermeln und einen breitkrämpigen Hut mit einer großen rothen Feder — das war der gefürchtete Tilly. Kaum war er in Klausthal eingezogen, so schickte er einen Trompeter nach Zellerfeld, die Stadt zur Uebergabe aufzufordern. Der Trompeter wurde aber erschossen noch ehe er seinen Auftrag ausrichten konnte und Tilly, darüber aufgebracht, besahl Zellerfeld anzugreifen. Zuvor aber mußten alle Bewohner von Klausthal grüne Tannenreiser auf ihre Hüte stecken, um sie dadurch von den Zellerfeldern unterscheiden zu können. Die Zellerfelder, obwohl sie auf sich selbst sich beschränkt sahen, denn die Mannschaften, welche die Städte vertheidigen sollten,

waren bekanntlich sammt und sonders geflohen, nahmen dennoch den Kampf auf und erwiesen sich als Helden. Der Geschworene Thomas Merten, Stadthauptmann und Fähnrich, kämpfte an ihrer Spitze mit einem Heldenmuthe, der dem des Leonidas vergleichbar war. Vierzehn Kugeln hatten diesen Mann bereits getroffen, aber noch immer setzte er den Kampf fort und als seine Kräfte endlich schwanden und er mit der Fahne zu Boden sank, wurde er von den erbitterten Feinden mit dem Gewehrkolben erschlagen. Als Merten gefallen war, hatte der Kampf, dem Tilly mit Bewunderung zugeschaut hatte, ein Ende, die Sieger stürzten sich auf das unglückliche Zellerfeld und begingen die gräßlichsten Frevel, was Tilly, der alsbald in sein Quartier zurückritt, ruhig geschehen ließ.

Von da ab und infolge dieser traurigen Vorgänge entspann sich zwischen den Bewohnern beider Städte eine tödtliche Feindschaft, die sich nicht nur auf die Erwachsenen erstreckte, an der auch die Kinder theilnahmen und die Jahrhunderte hindurch sich erhielt. Die Zellerfelder beschuldigten nämlich die Klausthaler, daß sie sich unter die plündernden Soldaten gemischt und an ihrer Plünderung theilgenommen hätten. Viele Jahre lang durfte sich weder ein Zellerfelder in Klausthal, noch ein Klausthaler in Zellerfeld sehen lassen, ohne sogleich thätlich angegriffen zu werden. Ebenso verhielt es sich mit den Knaben und bei letzteren wurde es sogar Sitte sich förmliche Schlachten zu liefern, sobald sie in größerer Zahl auf einander stießen. Es ging dabei niemals ohne Blut und gefährliche Verwundungen ab.

Im Jahre 1563 besuchte einst Herzog Heinrich der Jüngere, der bekannte Bergmannsfreund, mit seiner Gemahlin die Bergwerke des Oberharzes und kam auch nach Zellerfeld. Es begleitete ihn dahin eine Schaar von Knaben aus Wildemann, die sich mit hölzernen Säbeln bewaffnet hatten. Dem Herzog machte dies Spaß und er sprach den Knaben freundlich zu, die sich dann auch wie eine Ehrenwache vor dem Hause in Zellerfeld aufstellten, wo das fürstliche Paar abgestiegen war. Die zellerfelder Knaben sahen das alles mit neidischen Augen und hatten nichts eiligeres zu thun, als sich ebenfalls mit hölzernen Säbeln zu bewaffnen und sich drohend den Knaben von Wildemann gegenüber aufzustellen. Man wird leicht begreifen, daß die Zellerfelder bald genug zum Angriff übergingen und es entspann sich so unmittelbar vor den Fenstern des Herzogs ein Gefecht. Anfangs freute sich der Herr darüber, aber die Knaben hieben immer heftiger auf einander ein, es fing an Blut zu fließen und bald gab es auch Verwundete, die hart getroffen niedersanken. Nun mengten sich aber auch die Erwachsenen ein und aus dem kindischen Spiel war ein ernster Kampf geworden, dem der Herzog selbst nur mit Mühe ein Ende machen konnte. Die Streitenden mußten mit Gewalt auseinander gebracht werden.

Noch ein entsetzlicher Vorfall aus dem Jahre 1607 verdient hier erwähnt zu werden. Zwei Bergleute hatten einen Meuchelmord begangen und wurden am 21. Januar auf dem Marktplatze enthauptet. Der Scharfrichter Siemons von Dreckenshausen hatte die Exekution zu vollziehen, sie glückte aber nur bei dem ersten Delinquenten, dem zweiten hieb er anstatt in den Hals in die Schulter, hierdurch noch unsicherer gemacht, mußte er fünf Hiebe führen, bevor der Kopf vom Rumpf getrennt war. Schon beim ersten Streiche fing das zahlreich versammelte Volk zu murren an, die weitere Metzelei begleitet: es mit fürchterlichem Gejohle und Rufe wurden laut: Schlagt ihn todt! schlagt ihn todt! Der wüthende Haufe stürmte auf das Schaffot und setzte dem fliehenden Scharfrichter nach durch das Rathhaus hindurch bis zur Frohnveste, wo er sich in der Wächterstube eingeschlossen hatte. Es half ihm nichts, man stürmte die Treppe hinan und da man auf gewöhnlichem Wege nicht zu ihm gelangen konnte, hob man die Dielen des Fußbodens aus, zog den Mann unter einem Bette hervor und schlug ihn auf der Stelle todt. Nicht zufrieden damit, warf man seinen Leichnam auf die Straße, wo man mit Aexten und Hacken über ihn herfiel und ihn buchstäblich in tausend Stücke zerhackte.

Der Tumult wurde immer ärger, man hatte von der rasenden Menge sich des ärgsten zu versehen. Der Berghauptmann Löhneisen wußte keinen Rath, als die wohlhabenden Bürger ihn bestürmten, dem Aufruhr ein Ende zu machen. Glücklicherweise befand sich der Prediger Luppius bei ihm, und dieser rieth, die beiden Leichen der armen Sünder, die noch auf dem Marktplatze lagen, aufzuheben und feierlich zu bestatten, in der Hoffnung, dadurch vielleicht die Gemüther zu beruhigen. So geschah es denn auch. Die Glocken wurden geläutet, die Schulkinder mußten sich singend dem Zuge anschließen und alles strömte nach dem Kirchhofe, wo auch gleich der unglückliche Scharfrichter begraben wurde. Dem Prediger Luppius gelang es, in längerer Rede die Gemüther zu beruhigen.

Der Vorfall wurde dem Herzog Heinrich Julius berichtet, der strenge Untersuchung anordnete. Als Hauptschuldige ermittelte man einen Zimmergesellen und zwei Bergknappen, der erstere wurde gerädert, die beiden anderen enthauptet und viele andere, die minder schuldig waren, wurden des Landes verwiesen.

Tischchen decke dich.

(Schluß.)

Es hat bei uns des Viehstandes Wachsthum mit der Zunahme der Bevölkerung nicht gleichen Schritt gehalten.

Eine Vertheuerung des Fleisches scheint als nothwendige Folge daraus hervorzugehen. Diesem Mißverhältniß steuern zu helfen, dem Volke ein annehmbares billiges, ja unter Umständen kostenfreies Surrogat zu bieten, war der Zweck meines vorigen Artikels. Allein zur gesunden Ernährung des menschlichen Körpers sind mannichfache Elemente erforderlich.

Der Eiweißstoff, der vorzugsweise in Fleisch- und Eierspeisen, wie einigen Schwämmen vorhanden, allein thut's nicht. Dazu bedarf es noch anderer Stoffe, unter welchen der Kohlenstoff obenan steht. Wir finden denselben stark vertreten in den Blättern, Wurzeln und Früchten mancher Pflanzen, die wir als „Grünzeug" bezeichnen.

Der Nährwerth, wie der Einfluß desselben auf die Gesundheit wird im allgemeinen noch nicht genug gewürdigt. Besonders in der Männerwelt herrscht eine entschiedene Abneigung gegen Pflanzenkost vor. Diese beruht theils auf dem Aberglauben: „Gemüse geben keine Kraft," theils geht sie aus der landesüblichen, geschmacklosen Zubereitung bezw. einer übel angebrachten Sparsamkeit hervor.

Dem zuerst genannten Vorurtheil stelle ich das übereinstimmende Urtheil aller Aerzte und sonstigen Sachverständigen entgegen, welche die Ernährung durch ausschließlich animalische Substanzen unbedingt verwerfen.

(Unter den Krankheiten, welche dadurch erzeugt werden, ist der „Skorbut" die bekannteste.)

Die Autorität derselben wird hoffentlich hinreichen, um mich der Nothwendigkeit eines eingehenden Beweises zu entheben.

Als tägliche Nahrung für einen gesunden, erwachsenen Menschen wird bei mäßiger körperlicher Anstrengung von ärztlicher Seite empfohlen: „118 gr Eiweiß (in Fleisch von Thieren oder Schwämmen, wie diversen Hülsenfrüchten zu nehmen); 350 gr Fett und 340 gr Kohlenhydrat (in Gemüsen, in Brot und Pilzen reichlich vertreten).

Während wir hoffen, daß den Männern diese Zahlen genügen werden, möchten wir die Gunst der lieben, sparsamen Hausfrauen durch die überraschende Entdeckung gewinnen, daß es ihrerseits nur geringer Mühe und gar keiner Geldauslagen bedarf, um manches schmackhafte und gesunde „Gemüse" (bezw. kohlenhydrathaltige „Zukost") für ihre Kostgänger herzustellen.

Ich beginne mit der verachteten Brenn-Nessel (urtica urens). Die ganz jungen, im Frühjahr sich schnell entwickelnden Schößlinge dieser Pflanzen dienen gehackt nicht allein jungen Gänsen als zuträgliches Futter. Auch unter uns Menschenkindern giebt's Feinschmecker, welche die Liebhaberei der Gelbschnäbel theilen. Ihre Zahl wird sich schnell mehren, wenn die lieben Hausfrauen sich nur entschließen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18860808067/fragment/page=0004